

figkeit legen eher das Gegenteil nahe. Es gibt für das Unterlassen abendlicher Spaziergänge im Park, das Vermeiden von Straßenbahnen in der Dunkelheit etc. bei Älteren zahlreiche andere Gründe, beispielsweise auch physische Schwächen und Krankheiten.

Dies verdeutlicht zugleich, daß ältere Menschen, wenn sie sich vorsichtiger verhalten als jüngere, dafür einen guten Grund haben: Sie sind aufgrund ihrer körperlichen Konstitution und ihres Gesundheitszustandes zumeist wehrloser und gebrechlicher. Ein Handtaschenraub beispielsweise, bei dem eine ältere Frau durch einen Sturz verletzt wird, kann für sie unter Umständen neben dem Verlust der Tasche selbst auch gravierendere und längerfristige gesundheitliche Folgen haben; Brüche etwa heilen im Alter schwerer und langsamer. Auch sind Ältere vielfach finanziell schlechter gestellt, können also auch den finanziellen Verlust schwerer kompensieren als jüngere, im Erwerbsleben stehende Personen. Mit einem Wort: Ältere sind verletzlicher. Die Vorsicht älterer Menschen wäre dann keineswegs ein Zeichen von »irrationaler« Angst, sondern ganz im Gegenteil ein den Umständen angepaßtes und insofern funktionales Verhalten, das im großen und ganzen auch tatsächlich die erwünschten Effekte (eben ein faktisch verringertes Opferrisiko) hat. Dies wiederum wird, wie die Befunde zum subjektiven Opferrisiko zeigen, von den Älteren zutreffend auch so wahrgenommen. Alte Menschen sind also alles andere als »Gefangene der Furcht«. Das Viktimisierungs-Furcht-Paradox in seiner tradierten Form kann schlicht zu den Akten gelegt werden.

Allerdings ist zu bedenken, daß es, auch bei den älteren Menschen, Personen mit hoher Kriminalitätsfurcht gibt, deren Lebensqualität dadurch erheblich eingeschränkt wird. Ihre Sorgen ernstzunehmen, ist weiterhin geboten. Für sie, insbesondere für tatsächlich Betroffene, muß es mehr und gezieltere Unterstützungsangebote auch in institutionalisierter Form geben. Darüber hinaus ist natürlich die Einschätzung, daß die zunehmende Vorsicht älterer Menschen im Hinblick auf ihr Verhalten angemessen und vernünftig sei, nicht etwa so zu verstehen, daß dies ein insgesamt

akzeptabler und unproblematischer Zustand sei. Ganz im Gegenteil darf es natürlich nicht hingenommen werden, daß Menschen in ihrer Bewegungsfreiheit durch Handlungen oder Drohungen anderer substantiell eingeschränkt werden. Selbstverständlich ist gerade hier politisches und soziales Handeln gefordert.

Dies ändert freilich am Fazit nichts: Die Geschichte, die man zum Thema Kriminalitätsfurcht erzählen muß, ist erheblich komplexer, als simple Slogans es suggerieren. Zum Ausgleich dafür ist sie plausibler, und sie räumt überdies mit schädlichen und einseitigen Klischees in bezug auf ältere Menschen (»irrationale Ängste!«) gründlich auf. Freilich wird ein solches Verständnis von Kriminalitätsfurcht auch die Folge haben, daß das Konzept kriminalpolitisch weniger leicht handhabbar wird. Der Sachlichkeit der Debatte kann das nur nutzen. Für eine wahlkampfaktische oder andere politische Instrumentalisierung des Themas Kriminalitätsfurcht gibt es aus wissenschaftlicher Perspektive keine Argumente.

Dr. Werner Greve und Daniela Hossler sind wissenschaftliche Mitarbeiter am Kriminologischen Forschungsinstitut Niedersachsen, Hannover

Literatur

- Ahlf, E.-H. (1994). Alte Menschen als Opfer von Gewaltkriminalität. *Zeitschrift für Gerontologie*, 27, 289-298.
- Bilsky, W. (1996). Die Bedeutung von Furcht vor Kriminalität in Ost und West. *Monatsschrift für Kriminologie und Strafrechtsreform*, 79, 357-372.
- Boers, K. (1991). *Kriminalitätsfurcht*. Pflaferweiler: Centaurus.
- Greve, W., Hossler, D. & Wetzels, P. (1996). *Bedrohung durch Kriminalität im Alter. Kriminalitätsfurcht älterer Menschen als Brennpunkt einer Gerontoviktimologie*. Baden-Baden: Nomos.
- Hale, C. (1996). Fear of crime: A review of the literature. *International Review of Victimology*, 4, 79-150.
- Kawelowski, F. (1995). *Ältere Menschen als Kriminalitätsoffer*. Wiesbaden: Bundeskriminalamt.
- Wetzels, P. & Greve, W. (1996). Alte Menschen als Opfer innerfamiliärer Gewalt – Ergebnisse einer kriminologischen Dunkelfeldstudie. *Zeitschrift für Gerontologie und Geriatrie*, 29, 191-200.
- Wetzels, P., Greve, W., Mecklenburg, E., Bilsky, W. & Pfeiffer, C. (1995). *Kriminalität im Leben alter Menschen*. Stuttgart: Kohlhammer.

PRÄVENTION

Hauptsache: Erfolg

• Robert Northhoff

Amerikanische Präventionsstrategien zeigen Erfolge – doch aus rechtsstaatlicher Sicht sind sie nicht unproblematisch. Unter kriminalpräventiven Gesichtspunkten ist Deutschland ein Entwicklungsland. Wer den aktuellen Stand der anwendungsorientierten Forschung und der Projektumsetzung kennenlernen will, tut gut daran, einen Blick über den Atlantik zu werfen.

HOW SEVEN CITIES DID IT ist der einprägsame, aber auch Mut machende Titel einer Veröffentlichung des Crime Prevention Council in Washington, und er beschreibt die Projekte in sieben texanischen Städten. Diese Projekte sind gewissermaßen eine Antwort auf starke repressive Tendenzen; denn das Gefängnisystem des Staates Texas dürfte derzeit etwa gleich viele Personen verwalten wie die Regierung des Staates Wyoming. Die Ansätze setzen ihre Schwerpunkte auf interdisziplinäre kommunalpräventive Projekte vor Ort. So stehen in Fort Worth, einer der sieben Städte, Maßnahmen der Polizei, der Housing Authority, der Schulen, der Sozialarbeit, der Kinder- und Altenbetreuung und der Verbesserung des Transportwesens im Vordergrund. Dabei setzen die Bürgermeister auch auf das traditionell große ehrenamtliche Engagement vieler Amerikaner. Schätzungen sprechen davon, daß jeder zweite Amerikaner irgendwann einmal ehrenamtlich für die Gemeinschaft tätig wird. Die Ergebnisse sprechen für das Programm: Zwischen 1992, dem Jahr der Implementation des Programms, und 1995 fiel in East Fort Worth die registrierte Kriminalität bezogen auf Tötungsdelikte von 46 auf 24, bezogen auf Vergewaltigungen von 128 auf 52, bezogen auf Raub von 744 auf 370 und bezogen auf aggressive Übergriffe von 1308 auf 568 Fälle, was einem Rückgang um etwa 50 % und mehr entspricht; Fort Worth kann damit für sich in Anspruch nehmen, die Stadt mit dem größten Rückgang der Kriminalität in den USA zu sein.

WEED AND SEED ist eine der hinter diesen Programmen stecken-

den, überwiegend primärpräventiven, also an den sozialen Wurzeln anpackenden, Strategien. Der rustikale Name ist bewußt eingängig, allerdings auch vereinfachend. Denn dahinter verbirgt sich zumeist ein mehrwöchiger Großeinsatz von örtlicher Polizei, FBI, DEA, SWAT und anderen Spezialeinheiten, die die ausgewählten Stadtviertel durchkämmen und gesuchte Straftäter verhaften. Und das »Säen« steht für einen organisierten und kombinierten Einsatz von Kräften der sozialen Arbeit, die, unterstützt durch wissenschaftliche Begleitprogramme, mit einer großen Anzahl von kommunalen, ehrenamtlichen und schulischen Projekten soziale Defizite abbauen und kriminalitätsfreie Lebensformen fördern wollen. In dieser Zeit des »Säens« tritt die Polizei ins zweite Glied zurück, bleibt aber wie in New Orleans als COPS – Community oriented Policing Squad – in kleinen Polizeisubstationen in den sozialen Brennpunkten präsent. Die Polizeibeamten, die dort arbeiten, haben sich freiwillig gemeldet, häufig sind es Afroamerikaner, die »back to the roots« den Ihren helfen wollen und mit ihnen auch schon einmal freitags abends um 11 Uhr ein Streetball-Turnier auf den Parkplätzen vor ihren Häusern veranstalten.

Auch die bekannte BROKEN WINDOW-Theory scheint insbesondere in den amerikanischen Slums immer größere Bedeutung zu erlangen. Dahinter steckt die u.a. vom amerikanischen Kriminologen Kelling beschriebene Erfahrung, daß heruntergekommene Stadtviertel mit zerbrochenen Autofensterscheiben und verlassenen Häusern häufig von Drogendealern und Ju-

gendbanden besetzt und damit Ausgangspunkt für Straftaten werden. Die Kommunen sind daher dazu übergegangen, verlassene Häuser und Stadtviertel mit hohen Zäunen abzusperren, die Eigentümer zu einer schnellen Renovierung aufzufordern und manchmal auch die Sanierung oder den Abriß selbst in die Hand zu nehmen. Die damit häufig verbundene NO TOLERANCE-Haltung ist allerdings aus rechtsstaatlich liberaler Sicht nicht unproblematisch, weil sie auch Trebegänger, harmlose Wohnungssuchende oder friedliche Hausbesitzer trifft und die Grenze zur noch straflosen Gemeinlätzigkeit verwischt.

Anders sieht die Kriminalprävention in den besseren Wohnvierteln aus. Dort ist NEIGHBORHOOD CRIME WATCH angesagt. Hier stehen nicht die sozialen Defizite, sondern situative (sekundärpräventive) Maßnahmen im Vordergrund. Dabei ist die staatliche Hilfe gering, die Nachbarn organisieren sich selbst. Viele der Vorortsiedlungen vermitteln durch die sie umgebenden Mauern und Zäune einen Eindruck amerikanischer Wagenburgmentalität. Die Bewohner treffen sich regelmäßig untereinander und mit der Polizei, um über die neueste Kriminalitätsentwicklung zu diskutieren. Regelmäßige Patrouillen der Nachbarn mit Hund oder Revolver sind für sie nicht nur Ausdruck des Selbstverteidigungsgedankens, sondern auch der Verantwortung für das Gemeinwesen.

Die uns Deutschen – aufgrund von Gestapo- und Stasierfahrungen – höchst suspekten wechselseitige Sozialkontrolle erscheint den meisten nicht bedrohlich, frei nach dem Motto, wer nichts zu verbergen hat, kann auch nichts gegen uns haben, oder, wie es ein amerikanischer Sheriff einmal ausdrückte: »90 % der Bevölkerung haben mich gewählt, die restlichen 10 % sitzen im Gefängnis ...«

Überhaupt ist die *Situative Kriminalitätsprävention* in den USA weit stärker ausgeprägt und auch psychologisch professioneller. Bekannt ist das Anti-Graffiti-Programm der New Yorker Untergrundbahn und seine beiden Leitsätze: MEANING IT AND CLEANING IT. Nachdem verschiedene Versuche fehlgeschlagen waren, erfolgte eine genaue psychologische Analyse der Motive

der Sprayer. Das eigene Kunstwerk im großen öffentlichen Museum herumfahren zu sehen, vor allem darum geht es ihnen. Die Konsequenz erscheint ebenso klar wie unrealistisch: *CLEANING IT*. Jede U-Bahn muß binnen kürzester Zeit gesäubert werden; ist dies nicht möglich, wird sie vorübergehend stillgelegt; und alle, insbesondere die Sprayer, müssen dies wissen. Spätestens hier zeigt sich der Unterschied zwischen deutschem Bürokratismus und amerikanischer Hemsärmeligkeit: *MEANING IT*. Nichts ist unmöglich, wenn man es wirklich will.

Und auch das Anti-Graffiti-Programm zeigte Erfolg. Zwar dauerte es von 1984 bis 1989 rund 5 Jahre, bis nahezu alle Wagen »clean« waren. Auch dürfte das Programm Millionenbeträge gekostet haben; ein Teil der Kosten konnte aber – auch typisch amerikanisch – über Lizenzverträge für 40 neu entwickelte Reinigungsmittel und 14 neu entwickelte Reinigungswerkzeuge refinanziert werden.

Ronald V. Clarke, ein großer Verfechter der situativen Prävention, der an der Rutgers University in Newark vor den Toren New Yorks, einer kriminalpräventiven Forschungshochburg, lehrt, beschreibt die dahinterstehende Philosophie. Nicht daß er etwas gegen die Verbesserung der sozialen Umstände hätte; aber ihm erscheint menschliches Verhalten so sehr durch komplexe soziale Bezüge und einen kaum berechenbaren Freiheitsdrang geprägt, daß er die an den sozialen Defiziten ansetzende Prävention für zu allgemein und zu wenig erfolgversprechend hält. Ihm ist das Machbare wichtig; und Menschen lassen sich, wie er wohl zu Recht annimmt, wesentlich schwerer verändern als Situationen.

Daher fordert er, die äußeren Gegebenheiten den Schwächen der Menschen anzupassen; die Lebensumstände müssen so beschaffen sein, daß sich keine Gelegenheiten für Straftaten bieten. Was sich faszinierend anhört, aber ein wenig an Orwells Big Brother in UTOPIA und an Huxleys Droge Soma in seiner BRAVE NEW WORLD erinnert.

Prof. Dr. Robert Northhoff lehrt Psychologie und Kriminalpolitik an der FH Neubrandenburg

KRIMINALSTATISTIK

Wilder Osten?

• Frieder Dünkel

Die aktuellen Ereignisse auf Camping-Plätzen in Mecklenburg-Vorpommern werden in den Massenmedien zum Anlaß genommen, den »wilden Osten« als Eldorado greulicher Schlägertruppen zu charakterisieren. So wenig schön die Vorfälle erscheinen, so wenig geeignet sind sie, etwas über die reale Kriminalitätslage auszusagen, und schüren insofern unberechtigt Kriminalitätsängste, als die Opferzahlen keine Besonderheiten im Vergleich zum übrigen Bundesgebiet zeigen.

Der Beitrag von *Besch* und *Skeptat* in NK 2/1996, S. 6 f. hat auf die erhöhte Kriminalitätsbelastung jugendlicher und heranwachsender polizeilich registrierter Tatverdächtiger im Vergleich zu den anderen neuen, vor allem aber den alten Bundesländern hingewiesen. Diese ist bei den Gewaltdelikten¹ besonders ausgeprägt, die Tatverdächtigenbelastungsziffern (TVZ) pro 100.000 der Altersgruppe sind ca. dreimal so hoch wie in den alten Bundesländern. Zu den Ursachen gibt es plausible Hypothesen, die vor allem auf die in Mecklenburg-Vorpommern besonders ausgeprägten Erscheinungsformen sozialer Desintegration, auf die Perspektivlosigkeit angesichts Lehrstellenmangel, fehlender beruflicher Zukunftsaussichten, auf die fehlenden Freizeitmöglichkeiten etc. verweisen. Vielfach handelt es sich allerdings um ad-hoc-Hypothesen, deren empirische Bestätigung noch aussteht. Ergebnisse aus einer derzeit am Lehrstuhl für Kriminologie in Greifswald laufenden Untersuchung sind Anfang 1998 zu erwarten.

Andererseits wird verschiedentlich der Realitätsgehalt der auf polizeilicher Registrierung basierenden Daten bezweifelt. So sieht *Klein* (MSchrKrim 1997, S. 148 ff.) in der Mehrbelastung ostdeutscher Jugendlicher lediglich einen Hinweis auf unterschiedliche Tatgelegenheitsstrukturen und einen darauf bezogenen unterschiedlichen Einsatz polizeilicher Ressourcen. Das heißt, die unterschiedliche TVZ könnte Resultat differenzieller Verfolgungsstrategien und Aufklärungs-

ungswahrscheinlichkeiten sein. Auch wird im Schrifttum schon des längeren darauf verwiesen, daß sich die PKS-Daten unter Berücksichtigung der Daten der Strafverfolgungsstatistik relativieren (vgl. z. B. *Walter* und *Heinz* in DVJJ-Journal 1996, S. 335 ff. bzw. 344 ff.; kritisch hierzu *Pfeiffer u.a.* in *Pfeiffer/Greve*, Hrsg., Forschungsthema »Kriminalität«, 1996, S. 19 ff.). Zur Grundsatzkritik des hier dargestellten Datenmaterials soll nichts weiteres hinzugefügt werden, vielmehr wird nachfolgend auf »systemimmanente« Probleme und Fehldeutungen hingewiesen, die kriminalpolitisch von Bedeutung sind.

Das Negativimage von Mecklenburg-Vorpommern beunruhigt natürlich die Landesregierung und vor allem die Tourismus-Branche, denn das strukturschwache Mecklenburg-Vorpommern ist auf seinen Tourismus existentiell angewiesen. Daher kommt die massenmediale Konzentration auf Campingplatzvorfälle ungelegen und wird als überzeichnet und unberechtigt empfunden.

Jugendliche und Heranwachsende als Tatverdächtige

Betrachtet man zunächst die Tatverdächtigenbelastungsziffern, das heißt die Anzahl der im Jahre 1995 polizeilich registrierten Tatverdächtigen pro 100.000 der jeweiligen Altersgruppe, für Mecklenburg-Vorpommern isoliert, so wird für *alle Delikte* eine erheblich *höhere Belastung der Jugendlichen* (14 bis unter 18 Jahre) und *Heranwachsenden* (18